

Fieber und Geschichten der Suaheli in Ostafrika.

Ein Vortrag,
gehalten in der Zuhörerschaft nach der Aufrichter Kolonialgesellschaft.

Bonn

Dr. Emil Stromm,
Mitglied der Stadt Rindern.



Verlagsgesellschaft und Druckerei H. G. (vormals S. G. Richter),
Leipzig, Buchverlagsabteilung.
1896.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Stund der Verlagsanstalt und Druckerei des Verlagsanstalt
(vormals S. G. Müller) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

C. G. Müller, der rühmlichst bekannte Afrika-Missionar, hat der Wissenschaft als letzte Gabe noch kurz vor seinem Tode eine „Anthologie aus der Sudaan-Litteratur, Gedichte und Gesichten der Sudaan“ (zwei Theile in einem Bande, Text und Uebersetzung. Berlin, Verlag von Emil Felber, 1894) hargedruckt; der zweite Theil der Anthologie ist dann auch besonders unter dem Titel „Sieber und Gesichten der Sudaan, übersezt und eingeleitet“ in den von derselben Verlagshandlung herausgegebenen „Beiträgen zur Vork- und Vorkerkunde“ (Bd. III, 1894) erschienen.

Diese prächtige Publication, auf welche der vorliegende Vortrag sich vornehmlich stützt, ist für die vergleichende Sittengeschichte und Vorkerkunde von erheblicher Bedeutung; von ganz außerordentlichem Interesse ist sie für den Ethnologen, dem sie tiefe Einblicke in das Herz der ostafrikanischen Eingeborenen gewährt. Da über unsere schwarzen Schulgenossen recht wenige Mittheilungen noch im Schwanze sind, so ist ihr aber auch über die engeren Gelehrtenkreise hinaus die weiteste Verbreitung zu wünschen. Vielleicht tragen die folgenden Blätter in etwas dazu bei, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die wertvolle Sittengeschichte zu lenken, welche Sudaan ohne Genuß lesen wird, in erhöhtem Maße zu lenken.

Daß der Vortrag nicht ganz in der Form gehalten worden ist, in welcher er hier erscheint, bedarf kaum der Erwähnung; die Anmerkungen, welche an das rasch vorübergehende Gesprochene und an das zum Nachdenken auffordernde Gesprochene gesetzt werden, sind eben voneinander verschrieben.

Die Ethnologie ist eine durchweg moderne, ja, man darf vielleicht sagen, eine noch in embryonaler Entwicklung befindliche Wissenschaft. Als die Sehne von den Röstern der Erde hat sie eine Uebersticht beselben zur Voraussetzung; erst seit dem Zeitalter der Entdeckungen hatit daher überhanpt die Möglichkeit eines ethnologischen Wissenszweiges. Der Fortgang von dieser Möglichkeit zur Verwirklichung ist naturgemäß ein langsamer gewesen. Man kann die Anfänge der Ethnologie in unserem Sinne in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts zurückführen, wenn man die „Researches into the natural history of mankind“ des Engländer's James Cowles Prichard als den ersten Versuch einer Zusammenfassung des völkerverbindenden Stoffes auf naturwissenschaftlicher Grundlage ansehen will; der eigentliche Beginn zielbewußter ethnologischer Forschung ist aber noch etwas später zu setzen, etwa in die Mitte des laufenden Jahrhunderts, in die Zeit, welche vornehmlich durch das machtvolle Nachschium der Naturwissenschaften gekennzeichnet ist. Die erste, auf vorurteilsloser Beobachtung ruhende Forschungsweise der naturwissenschaftlichen Disziplinen ist auch für den Aufschwung der völkerverbindenden Studien bestimmend geworden, und erst durch die Anwendung dieser ersten Methode ist die Ethnologie allmählich aus einem Nebenzweig der Geographie, wofür man sie bis dahin noch eigentlich nur hatte gelten lassen, zu einer selbständigen, streng in sich gefügten Wissenschaft von weitreichender Bedeutung erwachsen. Die Menschheit, wie sie heute

(482)

lebt, in allen ihren Theilen kennen zu lernen, ist ihre Aufgabe, und indem sie weiter die Ursachen zu ergründen sucht, welche aus der Menschheit dieses bunte vielfältige Bild geschaffen haben, indem sie den Begrenzungslinien der Menschheit eingetragene, um die gegenwärtige Höhe zu erreichen, will sie zugleich eine Entwicklungsgeschichte des menschlichen Bewußtseins auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung lesen. Mit diesen hohen, letzten Zielen wird die Ethnologie zum verbindenden Glied zwischen den empirischen, d. h. naturwissenschaftlichen, geographischen und historischen Fächern und den eigentlich philosophischen; innerhalb des weiten Wissenschaftsgebietes, welches sie in dieser Zusammenstellung umspannt, vermag sie mit ihren farbengänglichen Schilderungen des Völkerverlebens zugleich aber auch da, wo ihre erhaltenen Probleme nicht ganz verstanden werden können, reichen Genuß und nachhaltige Förderung zu gewähren.¹

Daher die Bedeutung der Ethnologie in der Gegenwart und die lebendige Theilnahme, welche ihr allenthalben während der letzten Jahrzehnte in den weitesten Kreisen der Gebildeten entgegengebracht wird, wobei freilich nicht übersehen werden darf, daß gerade neuerdings ein maßgebender und besonders förderlicher Mäzenat der ethnologischen Studien auch aus dem praktischen Gebiete entstanden ist. Die Steigerung der kolonialen Thätigkeit hat aus den Besitznissen der Kolonialverwaltung heraus der wissenschaftlichen Völkerverbindung eine immer intensiver Beachtung geradezu erzwungen, zugleich aber sind ihr durch die jüngsten kolonialen Entwürfe der europäischen Nationen auch sehr erhebliche Bereicherungen zugesichert worden. Namentlich ist es der bunte Erdball, für welchen im Zusammenhange mit der allgemein erwachsenen Kolonialthätigkeit, dem Eintritt Deutschlands und Italiens in die Reihe der Kolonialmächte und der damit hervorgerufenen Aufstärkung der übrigen

(483)

kolonialmächte zu ersthsten Bemühungen die glänzendsten Ergebnisse der geographischen und völkerverkundlichen Forschung gewonnen worden sind.

Seht erst sind die Zeiten für immer vorüber, welchen die Oberflächde des Mondes genauer bekannt war, als das zentrale Afrika, und welche den Kontinent daher mit einem Krantenmantel vergleichen konnten, der nur an den Rändern seiner Stängel leicht erdcheinie. Die großen Probleme der afrikanischen Länderkunde, das Nil- und Seenproblem, das Sambesi- und Kongoproblem sind als gelöst zu betrachten; ein überaus umfangreiches, neues Material ist für die ethnologische Betrachtung angehäuft worden. Dabei sind aber doch noch weite Schätze im Innern völlig unerforscht oder doch nur von wenigen Reisenden burchschritten; vor allem aber ist in einer Richtung trotz aller unersüßbaren Erfolge erst recht wenig geschehen.

Die zahlreicheren neueren Reiseberichte unserer jüngeren Afrikaforscher weisen meist nicht die Tiefe und Abgeschlossenheit auf, durch welche die erkaunlichen und unüberkreftlichen schriftstellerischen Leistungen eines Nachtigal, Nacht, Schweinfurth, von der Deelen ausgezeichnet sind. Diese Reisen einer älteren Generation haben unter gänzlich verschiedenen Verhältnissen gewirkt. Mit den kleinsten Geborgen kämpfen, waren sie meist gewöhnlich weit langsamer und vorsichtiger ihre Pläne zu verfolgen. Nacht und Nachtigal haben unmittelbar je sechs Jahre in Afrika gewelt. Aber gerade diese für sie so unangenehmen Verhältnisse waren es, die ihnen zu einer einschüchternen Kenntnis der durchwandelten Länder und der besten Beobachtungen meist zu führ; die Reisen für gewöhnliche ihren Weg, selten halten sie sich in einem Lande, unter einem Worte lange genug auf, um ein zuverlässiges, ausreichendes Gesamtbild von beiden beim Geleit bieten zu können, und zudem

(454)

bringen sie nicht immer die genügende wissenschaftliche Bildung für ihre Reisen mit. Meist erhalten wir von ihnen nur recht spärliche, für einen sehr weiten Leserkreis geeignete Erzählungen des historischen Verlaufs der Expedition, die nicht nur gemeinverständlich zu sein, sondern sogar den tiefsten Ton der Sentimentalität zu treffen bemüht sind; einzelne charakteristische Züge, kurze Bemerkungen völkerverkundlicher und völkerverkundlicher Art werden dann in die Erzählung der Tagesereignisse eingeflochten. Und so ist es denn natürlich, daß wir trotz des stattlichen Sinns der afrikanischen Sittlichkeit beim Geleit und Seelenleben der afrikanischen Völker, und namentlich bei Steger, noch recht fremd gegenübersehen, daß der aus sehr überangebrachter Öringfähigkeit und wohlfeiler Ueberhebung gehorene Ausbruch der „Miden“ nur zu oft noch mit Stillsicht auf dieselben begegnet. Die Länderkunde ist denn doch noch etwas anderes als die Schilderung aufregender, mehr oder weniger phantastisch aufgeputzter Abenteuer, Eschachsen und Stämme, des Nickernebelns wehrloser oder doch gegen europäische Kraft und Gift ohnmächtiger Stämme, oder eine Sammlung anberwehigen romanhaften Stoffes; gerade um zu einer tieferen Kenntnis der Dent und Gesittungsweise der weniger christlichen Völker zu gelangen, bedarf es eines besonders hohen Maßes von Beobachtungsgabe, von Menschenkenntnis und Weltersahrung und hingebender Ausdauer. Von diesem Bewußtsein sind denn auch erkenntnistheoretische die jüngsten Ergänzungen der besten afrikanischen Literatur getragen; Strang Schuchmann und Oskar Baumann haben in ihren geradezu musterhaften Berichten, deren Selbstkritik nicht bringend genug eingeschrieben werden kann, den Anfang einer gründlichen Ethnographie des äquatorialen Ostafrika gemacht. Nichts nach ihren Müssen weiter gearbeitet, dann wird die Uebersetzung immer tieferer Einzelheiten bei uns schlagen, daß es nur ein Menschengeschlecht

(455)

gibt, freilich mit den verschiedensten Absichtungen geistiger Begabung, die aber doch schließlich sämtlich als Sprößlinge einer samtlich aufeinandergehörenden. Der gegenwärtige Glaube ohne ernste Prüfung und ohne Beweis zielt nur auf eine eitle Prestige der Farbe ab, um ein Wort Lafatts zu gebrauchen. „In diesen sog. weißen Völkern eine Umklage zu allem Schlimmsten, zu keinem Besseren finden, heißt der ersten Untersuchung ausweichen; denn unter der rauhen Schale dieser Rötter sind keine wahrer Jugend und schimmernde Gräfte, die zu weichen eben Aufgabe der Zivilisation sein muß. Wir haben aus diesen Völkern allmählich moralische, weiche, zivilisierte Menschen zu machen.“ Eine solche Erkenntnis wird uns vor so schweren und beschämenden, die koloniale Sache mehr als alles andere schädigenden Mißgriffen bewahren, wie wir sie jüngst erlebt haben, vor denen uns freilich auch die Begeisterung des Drummondson'schen Auspruches hätte schützen können: „Seiner soll dort Herr sein, der nicht das Schwere gelernt hat, Herr seiner selbst zu sein, der nicht die Meisheit gelernt hat, die mit Geduld und Sanftmütigkeit großen und vielschichtigen feinen Ziele entgegenzuarbeiten vermag.“

Was eben über die Förderung der afrikanischen Ethnographie durch die neuere Meisheitstheorie im allgemeinen gesagt ist, das gilt für die offenkundigen Meger im besondern. Die Anschauungen, welche über ihren Charakter sich als die herrschenden darstellen, suchen auf jenen oberflächlichen Urteilen, wie sie der Ethnologie, seitdem das Stübchen der Afrikanistik zu finden begann, recht reichlich zugesetzt worden sind; selbst ernsthafteste „Afrikaforscher“ betreten in dieser Beziehung die falschen, nach denen beim guten Okafitiner eigentlich, wie Dr. Seibel einmal sehr richtig bemerkt hat, noch etwas Selbsterkenntnis zu gute gehalten wird, wenn man ihn geistig und sittlich gleich hinter dem lieben Mies rangieren läßt. Und doch liegt bereits

ein nicht unerhebliches, reiferes Beobachtungsmaterial vor, welches uns gestattet, zu einem gedehnteren Urtheil über unsere afrikanischen Randskente zu gelangen. Zu den wichtigsten Mitteln, um das Seelenleben und die ursprünglichen Neigungen eines primitiven Volkes zu verstehen, gehört unstrittig die Kenntnis seiner poetischen Sittenkultur; in ihr offenbart sich das Denken und Gefühl der notwendigen Völker am treuesten. Man reichlich kann diese Quelle der Erkenntnis für Afrika freilich noch nicht fließen; die rastlose Thätigkeit eines heutzutage Forscher hat uns aber neuerdings aus dem Sittenkulturfrage der Sprache in Afrika epische und lyrische Dichtungen in solchem Umfange erschlossen, daß auf dieser Grundlage die Mängel der bisherigen Anschauungen erkannt werden müssen und eine gerechtere Beurteilung des Geisteslebens dieser Stämme versucht werden darf.

Sieher und Geschicht der Sprache? Was haben wir zunächst unter Sprache zu verstehen? Um diesen Begriff klar zu erfassen, bedarf es eines flüchtigen Blickes in die fast unentzerrbare Menge der afrikanischen Megerstämme.

„Sämtlichen wir uns alle sprachlichen, rassischen, kulturellen, historischen und physiologischen Einzelheiten, Sanktionen an der Zahl, über das ethnischen Erbe ausgemittelt werden, welches man Afrika nennt, so hätten wir ungefähr die richtige Vorstellung seines beispiellosen Völkergemisches“: so schrieb vor etwa zwanzig Jahren Georg Schweinfurth. Und doch ist es noch gar nicht lange her, daß man in Europa den ganzen schwarzen Erdteil anthropologisch wie eine Einheit behandelte. Die schwarze Masse über die Meger wurden als Leute eines einzigen Stammes angesehen. Nach und nach erst gewöhnte man sich, sie zu gliedern und die einzelnen Stämme auf ihre Zusammengehörigkeit zu prüfen. Den Resten für eine vollständige Gliederung hat erst die neuere afrikanische Linguistik geliefert, und jetzt scheint man nach sprachlichen Kriterien die Meger in die zwei großen Gruppen

der Subanneger und der Bantuböffer. Die Negerböffer des Sudaus sind von hellfarbigen Stämmen durchsetzt, die zum größten Theil der hantitischen Gruppe zuzurechnen sind; in diesen Mischungen zwischen den südlicheren Negern und den helleren Nordafrikanern sind die greifsten ethnologischen Gegensätze vertreten, so daß eine allgemeine Charakteristik der Sudanbewohner unmöglich wird. Die Bantuböffer bewohnen den keilförmigen südlichen Theil Westas, mit Ausnahme des äußersten Südens, wo die Sprachen der Sottentotten und Buschmänner sich von dem Bantusprachstamme scheiden. „Die Nordgrenze der Bantusprachen verläuft von der Bai von Guinea aus, Ramerin einschließend, nach einem Punkte der Ostküste, der ungefähr zwischen Sansibar und dem Äquator liegt“; neuerdings hat man allerdings eine noch weiter nach Norden vorgeschobene Bantusprache entbehrt, die Sprache der W-singini, welche östlich vom Neger fast bis zum 11. Grade nördl. Breite reicht. Sämtliche Bantusprachen hängen untereinander auf das innigste zusammen, etwa so wie die indoeuropäischen Sprachen untereinander, und sind als Stämmliche einer Gruppe nicht existierenden, in ihnen aufgezogenen Ursprache zu betrachten; sie gliedern sich in eine Gruppe verwandter Idiome, die im folgenden selbständig darzustellen, allen gemeinsam ist der Gebrauch von Präfixen in der Wortbildung, b. h. die Neugungsformen folgen nicht den Wörtern nach, sondern gehen ihnen voran. Dieses hervorreichendste Merkmal der Sprache tritt schon in dem Namen zu Tage, der richtig lautet: Ma-Ma, b. h. Menschen, Mehrzahl von Umu-ntu, der Mann, der Mensch. Zu diesem großen sibafritischen Bantusprachstamm gehört nun das Schuaheli, die Sprache der Suaheli, es ist die Hauptsprache, gleichsam die lingua franca in Sansibar und dem Küstengebiet von Deutsch-Ostafrika, die Verkehrssprache der ostafritischen Küstenbewohner. Alle in diesem Gebiete wohnenden Neger, die sich dieses gemeinsamen Bantudialektes

bedienen, werden Suaheli genannt; mit den arabischen Gewandenen ist ihre Sprache als Handelsprache bis in das tiefste Innere Westas vorgebrungen; Arabistin Burton konnte sich auf seinen Streifen sogar am Rongu, an der Westküste durch das Schuaheli verständlich machen. Das Wort Suaheli ist aus dem arabischen sawahili, „den Küsten gehörig“, entstanden, einem Wort, welches von sawahil, dem Plural des Wortes sahil, „Küste“, herkommt. Sprache, Sitten und Gebräuche dieser Stämme sind von dem islamitischen Arabenthum gründlich durchsetzt, welches seit früher Zeit hier an der Ostküste Handelsniederlassungen besessen und durch seine Handelsunternehmungen, wie durch seine überlegene Kultur bis tief ins Innere hinein das Land für sich dienstbar gemacht hat, wie denn Ostafrika überhaupt seit unvorbestimmter Zeit mit Arabien, besonders dem südl. und südlichen Theil, mit Baluchistan und Nordwestindien in lebhaftem Verkehr steht. Durch die Klustropfung der arabischen Dentweise, Sitten und Religion — alle Suaheli sind Mohanedaner — ist hier eine in hohem Maße interessante „Wörter-Galvanik“ entstanden, welche, wie Martin Sartmann mit Recht gelegentlich betont hat, unsere besondere Aufmerksamkeit verdient, „weil gerade jetzt für sie eine neue, besonders wichtige Epoche der Weiterbildung eingetreten ist“. Die deutsche bzw. englische Geograph, welche neuerdings hier befragt ist, wird auf das Neben dieser Stämme rasch eine umgestaltete Mischung über und der Mischung von Ursprünglichem und Arabischem ein neues, fremdes, kräftiges Element zuführen. Hier gilt es, für die ethnologische Erkenntnis zu retten, was noch zu retten ist; denn der Untergang der gering geschätzten Bantuböffer oder doch wenigstens ihrer einheimischen Kultur bedeutet, wie der Altmeister ethnologischer Forschung, Adolf Bastian, mit Flamme der Begeisterung immer aufs neue verkündet, den Verlust unerschöpflicher Urkunden für die Geschichte des menschlichen Geistes.

Wie vor kurzem ist in Europa die Meinung verbreitet gewesen, daß die ostafrikanischen Eingeborenen keine eigene Sitte-
 natur besäßen; die Berichte der Reisenden, welche aus Ostafrika
 in die Heimath zurückkehrten, mußten von einer solchen wenigstens
 nichts zu sagen. Zwar hatten die englischen Missionen, nament-
 lich der Bischof E. Steere, dann M. E. Taylor, Sammlungen
 von einheimischen Sprachen und Sprachspielen, von Suaheli-Sprich-
 wörtern und Versen veröffentlicht. Alle diese Bücher waren
 aber nach dem Diktat der Eingeborenen mit lateinischen Buch-
 staben niedergeschrieben worden und erweiterten den Unstehenden, als
 ob diese Sittlichkeit doch eigentlich erst durch europäische Stein-
 Inschrift herabgewunken wäre, und als ob die Eingeborenen selbst
 noch keine geschriebene Sittlichkeit gekannt hätten. In allerjüngster
 Zeit lernte man nun aber Schriftstücke der Suaheli kennen,
 welche mit arabischen Buchstaben geschrieben waren und welche
 zugleich erkennen ließen, daß die Kunst des Schreibens bei den
 Suaheli jedenfalls schon seit langem geübt wird. Es waren
 Märkten, Geschieden und Nieder verchiedener Art, welche die
 Eingeborenen hier vermöge ihrer Kenntniß der arabischen Schrift,
 wie sie sie in den Schulen der mohamedanischen Lehrer erwarben,
 hatten niederzuschreiben können. Während aber das lateinisch ge-
 schriebene Suaheli Steer, der nicht gerade auf den Kopf gefallen
 ist, nach Müllers Urtheil in kurzer Zeit so lernen kann, daß
 ihn jeder Eingeborene versteht, war das Lesen dieses arabisch
 geschriebenen Suaheli mit ganz besonderen Schwierigkeiten ver-
 knüpft. Die Art, wie die Suaheli die arabischen Buchstaben
 zur Schreibung ihrer Sprache verwendeten, das war zunächst
 ein Geheimniß, und es bedurfte des größten Aufwandes von
 Mühe und Geschick, um in dieses Geheimniß einzudringen.
 Auf eine Entzifferung der Eingelassenen, welche dahin geführt
 haben, das arabisch geschriebene Suaheli zu entziffern — man
 darf mit Recht von einer Entzifferung sprechen —, soll hier
 (400)

nicht eingegangen werden; hingegen müssen wir etwas ausführ-
 licher des Mannes gedenken, durch dessen hingebenden Fleiß
 und durch dessen Liebe zu den afrikanischen Eingeborenen das
 werthvolle Ergebniß dieser Entzifferung gesichert ist.
 Carl Gottlieb Müllner, der leider früh verstorbene, rühm-
 lichst bekannte Ostafrika-Missionar und Lehrer des Suaheli am
 Königlichem Seminar für orientalische Sprachen in Berlin, hat
 uns zuerst mit der nationalen Sittlichkeit der Suaheli bekannt
 gemacht und uns damit außerordentlich lehrreiche Silber von
 den Lebensgewohnheiten dieser Stämme und ungeheure Einblicke
 in ihre Denkwelt und in ihr Seelenleben gewährt, wie sie für
 die in unserem ostafrikanischen Schutzgebiete lebenden Deutschen
 nicht hoch genug beachtet werden können. Denn um ein
 auf tieferer Stufe stehendes Volk zu regieren, muß man
 zunächst lernen, es in seinem Charakter zu verstehen; „ein ver-
 ständnisvolles Eingehen auf Sitte, Recht und Religion der Ein-
 geborenen ist hier mindestens ebenso wichtig, als das Corpus
 juris und eine gewisse Schneidigkeit“.
 Müllner war 1848 in Döberitz geboren, er studierte in
 Sehnsüßberg und ging dann im Dienste der rheinischen Mission
 nach Schwabach. Seine kurze, aber sehrreiche wissenschaft-
 liche Thätigkeit begann im Jahre 1887, als er zum Lehrer des
 Suaheli an dem neu begründeten Seminar für orientalische
 Sprachen ernannt wurde. Er war ein unermüdlicher Arbeiter;
 seine größten Verdienste erwarb er sich auf dem Gebiete der
 afrikanischen Linguistik als Begründer und Herausgeber der
 „Beisprüche für afrikanische Sprachen“. Am 14. Dezember 1893
 erlag er im Alter von 45 Jahren den Folgen der Sinfen-
 nachdem er kurz vorher noch die Freude gehabt hatte, seine
 „Linguologie aus der Suaheli-Sittlichkeit“ erscheinen zu sehen.
 Diese „Linguologie“ bietet uns zunächst drei größere Be-
 bichte der Suaheli-Sittlichkeit. Das erste: „Das Sied von
 (401)

der Darmherzigkeit" war seiner Zeit durch den Missionar Scropf, den Entdecker der Perua, nach Europa gebracht worden und hatte seither in den Sammlungen der Deutschen morgenländischen Gesellschaft unverbessert geruht. Die beiden andern: „Son der Himmelsthat Muhammeds" und „Son Tode Muhammeds" hatte der britische Consul in Mogambique, Herr Daniel S. Martin, an Güttner überliefert.

Was die äußere Form des Stiebes von der Darmherzigkeit, dessen Inhalt hier fitzirt werden soll, angeht, so verläuft das Ganze in etwa 300 vierzeiligen Strophen; die drei ersten Zeilen einer jeden Strophe reimen untereinander, die vierte Zeile hat in dem ganzen Gedichte den gleichen Reim. Es würde die Meißerhaft eines Stilders erfordern, um dieses Stieb ins Deutsche umzubilden; ein Stildert ist aber für die Sinesisch-Sitterratur noch nicht erfunden, und wir müssen uns daher mit der einfachen, jedoch möglichst sinngetreuen Güttnerschen Uebersetzung in dem anzufliehenden Stellen begnügen.

Dem eigentlichen Text geht eine längere Einleitung voran, der Dichter citirt den Schreiber, besetzt ihm, söhndes Papier und eine gute Feder zu nehmen, die Buchstaben deutlich zu malen, sie schön auseinanderzuhalten und die Notatazeichen richtig hinzusetzen, denn:

wenn die Schrift ordentlich ist, dann blüht auch das Gedicht auf, und die es anschauen, die sehen es gerne. Es folgt eine Sobhyreißung Gottes, Muhammeds, seiner Freundsche und Genossen, und dann geht die eigentliche Erzählung an von dem Streite der Engel Michael und Gabriel, ob Darmherzigkeit und Erbarmen noch in der Welt seien, oder ob wir seinen letzten Seiten der Sünde uns schon so weit genähert haben, daß beide bereits von der Erde verschwunden seien. Um den Streit zur Entscheidung zu bringen, steigen die Engel in Menschengestalt zu einer Stadt hernieder; Michael begiebt sich

als Erst auf den Markt, Gabriel geht in eine Moschee, wo er den Schwertankten spielt. Die versammelten Anbühler fragen nach seinem Begehre, als sie ihn in Betrübnis sehen, sie bieten ihm Silber und Gold, er aber antwortet, daß er nichts als Seligkeit von seinen Seiden wünsche. Es wird ihm erwidert: „Bei uns giebt es keinen andern Markt, als nur Gott, den Allerhöchsten." Der Kranke aber sagt, eben sei ein Fremder Markt zur Erbt auf den Markt gekommen;ogleich eilen Alle mit ihm dorthin und bitten um Hilfe für den Kranken. Sie wollen das Heilmittel, wenn es in der Stadt zu haben wäre, beschaffen und den Markt reichlich belohnen. Darauf erklärt der Markt:

Suchet eine Mutter, welche sieben Kinder an Brust hatte, hoffnungsvolle Stüngerlinge, welche aber nicht lange da waren. Demnach sind sie ihr gestorben, sechs sind dahingegangen, einer ist übrig gelassen, um in dieser Welt zu stehen.

Wenn nun dieses Kind hier ist und ich es hier, wo ich bin, opfere und sein Blut dem Kranken einreibe, so wird er vielleicht gesund werden.

Sofort saniger die Leute in der Stadt nach einem solchen Kinde zu suchen an, sie finden es aber nur bei einem eintägigen Manne, einem reichen, vornehmen und frommen Kaufmann. Diesem stellen sie den Kranken vor und bitten um Erbarmen für ihn. Der Kaufmann ist mit Freude erfüllt, sein Herz dem Mitteln öfnen zu können; siebzig Myriaden Thaler hat er im Hause liegen, diese und noch mehr, Silber, Stilvern und Steinobren aller Art will er hingeben, wenn er dem Fremden helfen kann. Aber die Stübter sagen ihm: „Nach Gold steht nicht sein Verlangen, er will nur geheilt werden, und dazu bedarf er des Blutes deines Kindes." Auch dies hinzugeben ist der Reiche bereit:

Und wenn ich tausend Ökthne hätte, und ihr zu mir sagtet: Giebt sie, so würde ich sie alle hingeben. Mir zum letzten wüßte ich sie hingeben, daß sie sein Schlüssel

würden, vor dem Angesichte Gottes und des Propheten Mohammed.

Solcher Tod bedeutet Leben, und der Senecht Gottes fürchtet ihn nicht; Gottes Befehl ist Leben, so daß der Geist nicht zu Grunde gehen kann.

Der Todesengel vermag nicht die Seele eines solchen wegzunehmen, ohne daß der erhabene Gott ihm befohlen hat, sie zu holen.

Wenn die bestimmte Zeit für den Senecht des allmächtigen Gottes zu Ende ist, dann muß ohne Zweifel seine Seele sich von den Gliedern trennen.

So willigt der Vater ein; „gehst nun aber,“ sagt er, „die Mutter fragen, die ihn geboren hat.“ Auch sie willigt ein, wenn nämlich der Sohn selbst einverstanden wäre. Und auch der Stüßling giebt nun seine Zustimmung. „Seh habe,“ sagt er, „mit meinem ganzen Herzen geantworte; ich verlasse mich auf Gott. Dieses hier kommt nicht von dem Fremden, auch selber nicht von mir, es ist der Gehirns des Glütigen, bei er über mich aufgeschrieien hat. Was der Glütige willens ist, das muß vollführt werden, auch wenn das Geschöpf, das Menschenopfer dem Krzte vorgeführt; Vater und Sohn schreiten dem Zuge voran. Der Krzt stellt eine neue Bedingung: der Vater selbst soll sein Kind opfern. Auch das wird angefallen. Es folgt eine erschütternde Scene: der Abschied des Sohnes von den Eltern und Geschworen. Alles weint und schluchzt:

„Es weinte der Meide, und seine Schänen fließen wie das Wasser der See, und alle weinten, und das war ein Weinen, daß das Herz erbebt; so sehr waren sie voll Schmerzen.“

Emblich ergreift der Vater das Messer und schlachtet den Sohn mit eigener Hand, „indem er auf seinen Gerechten vertraute

(469)

und ein gutes Wert ausdrücken wollte“. Da verstimmen die Engel, die Seite rufen: „Dies ist ein Munnbergeister, ein Munnber vor dem Gerechten des Geins“, und sie preisen Gottes Allmacht. Unter Weinen und Klagen geht man daran, den geopferten Snauben zu bestatten. Die Engel sind indes im Himmel angekommen, und Gabriel fragt den Bruder: „Fast du die Marmherzigkeit gesehen und das Gebarmen der Seite?“ Da sagte der Engel: „Ja, ich habe es gesehen, es ist noch Marmherzigkeit bei den Menschenkindern.“ Beide beschließen, den Unmüthigen zu bitten, daß er den Snauben wiedererwecke, „damit die Herzen Derer, die das Gute geliebt haben, sich wieder heutzigen“. Dann steigen sie wieder, in anderer Gestalt, zur Stadt herunter. Im Hause seines Kaufmannes begehen sie Wasserkraft. Sie werden bewirtet, der Meide aber weigert sich, am Wasser theilzunehmen, da ihm der Sohn gestorben und noch nicht zur Erde gebracht sei. Die Engel fragen nach dem Namen des Kindes, und dann betet Gabriel zu Gott, er möge den Snauben wieder lebendig machen, und siehe, nicht nur dieser Todte singt sich wieder zu regen an, sondern es werden nun auch die sechs anderen Kinder wieder lebendig gemacht. „Als sie alle zusammen waren, alle ihre sieben Snauben, da flogen Gabriel und Michael wieder fort.“ — Das Gedicht schließt dann mit einer Warnung vor den Sinnen der Unvernünftigen.

Die Gabel dieses Epos ist, wie bei den beiden anderen, oben erwähnten Gedichten, welche ebenfalls eine ganze Reihe höchst dramatischer Schilderungen enthalten, offenbar der arabischen Tradition entnommen; alle drei sind durchaus aus dem mahnambartigen Glaubensbrosellungen von den letzten Dingen entworfen, wie dieselben aller Wahrscheinlichkeit nach von den Mastatardern nach Ostafrika gebracht worden sind. Die arabische Tradition ist eben für diese Mastatardner die eigentliche Klaffische, „ähnlich wie unsere berühmten Dichter so oft, seit alt

Sammlung, Nr. 8. XI. 251.

2

(469)

Beiten, antike und romanische Sagenstoffe behandelt haben". Wie viel im einzelnen in diesen Epren auf die Originale zurückzuführen ist, das läßt sich nicht entscheiden, da wir die arabischen Urchriften nicht kennen. Die charakteristische Form aber bedingt schon allein die Annahme, daß die alten Stoffe in der weitgehendsten Weise dem Volksgeiste der Suaheli assimiliert sind, und das geht unzweifelhaft aus den Gedichten hervor, "daß der Geist der Eingeborenen unseres ostantanischen Schußgebietes durchaus nicht bloß im Prosa und Sinnlichen besangen ist, daß ihm vielmehr die Singsprache für die ernsteren und ernstesten Fragen des Lebens nicht abgesprochen werden kann". Niemand wird freilich so thöricht sein, zu glauben, daß nun bei den Suaheli die Singsprache niemals hinter den von den Dichtern aufgestellten sittlichen Forderungen zurückbleibe, daß sie überall und zu jeder Zeit sich von höchsten Gottvertrauen und äußerster Ehre vor Sünde und Unrecht im Geiste jener Dichtungen erfüllt zeigen werden. Wir sind ja wohl auch nicht alle trotz Welte, Schatelhare und Schäfer Kauf- und Samler oder Hofanaturen. Soviel aber ist sicher: wenn jene arabischen Stoffe dort heimisch werden konnten, dann müssen wir entgegen der Meinung Derjenigen, welche dem Dikrätaner das folgende richtige Denken und das sittliche Gefühl völlig absprechen zu dürfen glauben, vielmehr das Urtheil Müllners als zutreffend anerkennen, daß unter dem schreibbaren Gedächtnis und der Lebenslust, unter der Späzier und dem Egoismus, der uns bei den Eingeborenen nur zu oft abstoßend entgegentritt und der sie uns so oft als für alles Höhere abgestumpft erscheinend läßt, doch zuletzt nicht selten in der Tiefe ein auf die ernstesten Dinge gerichteter Sinn ruht, und daß die kulturelle Arbeit hier nicht erfolglos bleiben wird, wenn sie nur auf den Ton gestimmt ist, für den im innersten Herzen der Suaheli Resonanz vorhanden ist.

(180)

Stehen den großen Gedichten, von denen das eine soeben eingehender betrachtet worden ist, bietet die Mittelreife Ninkholgie nun weiter eine Menge kleinerer poetischer Zeugnisse, Gedichte Lehr- und scherzhaften Inhalts, Epithete, für welche die Suaheli eine besondere Neigung zu haben scheinen, und Sinderreime. Auch hier begegnen wir beachtenswerten Singspielen zur Volkskunde; die Bedeutung des Materials in dieser Richtung möge nur an einem Beispiele erläutert werden.

Wenn der Europäer an den Sängern zählt, dann beginnt er beim Dainen der linken Hand, der Großfinger wird höher allgemein der vierte, der kleine Finger der fünfte genannt. Zählt der Europäer mehr als fünf, so geht er zum kleineren Finger der rechten Hand über und zählt dann fort bis zum Dainen. Anders bei den Naturvölkern. Nach von den Steinern beginnen die central-brasilianischen Stämme, mit Ausnahme der Bakari, beim Zählen mit dem Dainen der rechten Hand, zählen weiter bis fünf und gehen dann zum Dainen der linken Hand über; die Bakari beginnen mit dem Steinfinger der linken Hand und zählen bei sechs am Steinfinger der rechten Hand fort. Der Afrikaner beginnt ebenfalls mit dem kleinen Finger der linken Hand, geht bei sechs aber zum Dainen der rechten Hand über. So heißt in der Gulusprache itak-isitupa sechs, von isitupa der Dainen, stehen ist der Zeigefinger der rechten Hand u. s. w. Das prägt sich nun auch im europäischer und im afrikanischen Sinderreime aus. Bei uns zählen die Steinen: "Das ist der Dainen, der schüttelt die Pfannen" u. s. w. bis zum kleinen Finger. Die kleinen Suaheli singen: "Der erste (nämlich der kleine Finger) sagt: Laßt uns singen. Der zweite: Wohin denn? Der dritte: Wir wollen stehen. Der vierte: Aber, wenn wir belauscht werden. Der Dainen (der ja abseits von den übrigen Sängern steht) sagt: Sch bin nicht dabei gewesen."

2*

1871

Nicht minder reichhaltig, wie die Poesie der Einfachheit, ist ihre Prosa: Märchen, Sagen und Geschichten mannigfaltigen Inhalts werben von Mitternacht. Auch hier ist der tiefgreifende Einfluß des Islams auf die Denkweise der Ostafrikaner zu erkennen; wir finden Märchen, wie sie auch zu uns aus Arabien gekommen sind, Geschichten von Menschen und Thieren, deren Quellen in Arabien oder Indien zu suchen sind. Unter den Thierfagen sind so die Geschichten vom Wiser und Gaisch und von der Stein und dem Löwen, indischen Ursprunges, wir begegnen ihnen fast unverändert im Spanischarabica, ferner allen indischen Gabelsammlung. Ueberes aber ist echt afrikanischen Ursprunges, darunter eine Thierfabel, welche besondere Beachtung verdient. Die beiden Thiere, um die es sich handelt, sind Guch und Miesel. Es fand einmal das Miesel auf, so beginnt die Erzählung, und sagte zum Guch: Sei habe keine Frau und kein Kind, und du hast ebenso weber Frau noch Kind; es ist besser, wir ziehen zusammen, ich und du, und was wir bekommen, das wollen wir verzerren. Der Guch sagte: Bon, kein Staat ist gut. Und so zogen sie zusammen. — Ein Verkauf der Geschichte fangen sie beide ein Pferd zu verkaufen, der Guch beauftragt das Miesel, es zu braten, während er selbst ein wenig ruhen will. Das Miesel brät das Pferd, verweist es aber samt den Eiern allein und behauptet hernach, es hätte auch geschlafen, und indes wäre alles verbrannt. Da macht sich der Guch, unwillig über die Untreue des Miesels, auf und verweist sich in der Stille; das Miesel schließt ein, der Guch überfällt es, brät ihm den Kopf mit Mananenbittern zu und bringt es weiblich. Als sie sich später wieder treffen, erzählt das Miesel sein Märchengeschicht, wie ein unbekannter ihm mitgespielt habe, worüber der Guch natürlich sehr betrübt thut. Und eines Tages ist nun bei Miesels großes Rangvergnügen, wozu auch der Guch eingeladen wird. Und bei diesem Range

(408)

stet das Miesel eine Melodie, in welcher es seine Geliebtheit mit dem Pferd zu ausgespricht, worauf der Guch die große Trommel ergreift, um mit ihr zu verstimmen: „Sei habe das Miesel genommen und in Mananenblätter eingeschrieben und habe es gekostet, bumm, bumm, bumm.“ Eine angemessene Spitzigkeit schlägt die Scene; der Guch nimmt die Dohren des Miesels mit, und die Dohren des Guchs nimmt das Miesel, und darum hat der Guch so lange Dohren, denn zuerst hatte das Miesel die langen Dohren, und der Guch hatte kurze.

Das Stöben und Trommeln des Trumphyliedes macht diese Thierfabel besonders merkwürdig. Aus Westafrika, aus Kamerun verbannt wir Nientenant Morger? Mittelungen über die als Berufsbildungsmittel dienende Goldtrommel, welche er passend als afrikanischen Relegraphen bezeichnet. Ein ausgezeichneter Baumann mit einer länglichen, schmalen Deckung an der oberen Seite wird mittelst zweier Holzstöcke geschlagen; durch die verschiedenen Rinde der Manöbungen an der Deckung können verschiedene Töne und durch die Art des Schlagens der betreffenden Tonbesprechung ähnelnde Töne erzeugt werden. Die Stimmigkeit, sich in der Sprache seines Landes auf der Trommel auszubilden und dieselbe auch zu verstehen, besitzt jeder auch nur halbwegsige Mensch, die Töne sind weithin bemerkbar und so können die Stämme sich auf große Entfernungen hin miteinander verständigen. Die Einfachheit-Gabel beweist nun, daß die Trommel-Sprache nicht nur in Westafrika bekannt ist, sondern wahrscheinlich durch ganz Sumerofrika bis zur Ostküste hindurchgeht. In Südamerika vermitteln übrigens die Sibaras, ein peruanischer Indianerstamm, in ähnlicher Weise durch ihre sog. Tambuli Nachrichten von Gans zu Gans und von Berg zu Berg über die weitesten Strecken.

Bisher hat es genügt, den Inhalt einzelner Stücke der Sagen-Gitteratur zu skizzieren. Gerade aus der Reihe der kleineren

(409)

Propheten erschienen aber auch einige durch Stoff und Behandlung der wörtlichen Mitbergabe werth und hier für eine solche besonders geeignet, weil sie eines erläuternden Commentares nicht bedürfen. Zunächst die Geschichte von Aribeg Raschafsi:

Es war einmal ein Mann, so lautet die Erzählung, der war ein wenig verrückt, und er pflegte in der Stadt herumzuwandern. Und die Kinder in der Stadt gingen hinter ihm her und spotteten über ihn und schrien: Aribeg Raschafsi, Aribeg Raschafsi; immer in derselben Weise, wenn er ging und wenn er kam, ließen ihm die Kinder alle Tage nach.

Und an einem Tage von den Tagen wurde es dem Aribeg zu viel, daß ihm die Kinder nachliefen und schrien, und er blickte sich und nahm einen großen Stein in seine Hand, und er warf den Stein in den Haufen der Kinder hinein. Und der Stein traf ein Kind an den Kopf und schlug ihm ein großes Loch hinein, und das Kind schrie sehr, und da kam sein Vater und sah, daß sein Kind schwer verletzt war. Und er fragte: Wer hat dich so geschlagen? Und der Junge sagte: Aribeg Raschafsi hat mich so geschlagen. Als der Vater die Worte seines Kindes hörte, wurde er darüber sehr böse und sagte dem Aribeg und schleppte ihn vor den Richter und sagte dem Richter: Dieser Aribeg hat meinem Sohne mit einem Steine ein großes Loch in den Kopf geschlagen, und ich habe ihn vor das Gericht gebracht, und du wirfst schon mit ihm fertig werden.

Und der Richter fragte den Aribeg: Warum hast du den Jungen ohne Grund so geschlagen? Und Aribeg antwortete und sagte zu dem Richter: Mächtig, o Richter, Gottes Segen über dem Propheten. Und der Richter sagte: Gott segne ihn und seine über ihm. Da sagte Aribeg zum zweiten Male: O Richter, Gottes Segen über dem Propheten. Der Richter sagte: Der Segen Gottes sei mit ihm und sein Friede. Da

sagte Einer zum dritten Male: O Richter, der Segen Gottes über dem Propheten. Und der Richter antwortete: Zunächst, sagter Segen sei über ihm. Da sagte er zum vierten Male: O Richter, Gottes Segen über dem Propheten. Und der Richter wurde des Beschweres von Aribeg satt, wie Aribeg zu ihm sagte: Gottes Segen über dem Propheten. Er war der Sache überdrüssig und sagte: Ich habe beim Beschwere satt. Da antwortete Aribeg und sagte: O Richter, du hast es satt, dem Propheten Segen zu wünschen, wie soll ich es dann nicht satt werden, wenn mir alle Tage nachgeschrien wird, sobald ich auf der Straße gehe; du bist schon von dem einen Male böß geworden, und ich muß es alle Tage leiden.

Da erkannte der Richter, daß Aribeg keine Schuld hatte, und sagte zu ihm: Ich habe schon, gehe nur nach Hause, Aribeg. Und der Vater mußte seinen Jungen heilen lassen. — So die Geschichte von Aribeg Raschafsi.

Abunawas ist bei den Araber eine Figur, die man mit unserem Esel Eulenpiegel vergleichen kann. Seine Streiche setzen an Lustigkeit, Schamlosigkeit und Redlichkeit denen des besessenen Esel nicht nach; die Lustigkeit unter den Erzählungen, welche an seinen Namen sich knüpfen, ist wohl diejenige vom Esel, der ein Stümpfes bekommen hat. Eines Tages ist sein Esel sehr durstig und er hat kein Getränk, ihn zu tränken. Da geht er zu seinem Nachbar und sagt: Reiche mir doch einen Esel, daß ich meinem Esel Wasser hineingieße. Und er gab ihm den Esel, und Abunawas ging seine Wege. Und er heißt ihn drei Tage. Und am vierten Tage legte er in den Esel ein kleines Eselchen und brachte ihn zurück und sagte: Hier ist einer Esel. Und sie nahmen den Esel und sahen, daß kleine Eselchen darin. Und sie sagten: Das kleine Eselchen ist nicht unser. Und Abunawas antwortete ihnen und sagte: Ich bin kein Dieb, ich kann nicht anderer Leute Eigenthum beschaffen. Einer Esel hat

bei mir ein Sünnes bekommen, und das ist sein Kind. Und die Eigenthümer des Sessels freueten sich sehr und sagten: Das Haus des Stunawas ist sehr gesegnet. Und Stunawas ging nach Hause. Und nach drei Tagen ging er hin und ließ ihn noch einmal, und sie gaben ihn ihm. Und Stunawas gab ihn nicht zurück, er behielt ihn einen ganzen Monat. Und die Eigenthümer des Sessels gingen und wollten ihren Sessel haben. Stunawas antwortete ihnen: Der Sessel ist geflohen. Und da sagten sie: Kupfer scheid hoch nicht. Stunawas antwortete ihnen: Gut er denn nicht geboren? Und sie sagten: Ja. Stunawas sagte: Sebes Ding, das gebiert, besser Schicksal ist es auch, zu sterben. Und sie verlagten ihn, und man fragte die Bekehrten, und diese sagten: Sebes Ding, das gebiert, scheid auch. So war der Sessel verloren und Stunawas behielt ihn.

Diese Erzählung ist nicht bei den Suaheli entstanden, sie findet sich schon unter den Edelmentreichen des titischen Tyll Gulenpiegel Raßtrebhin Schobja,⁸ und sie scheint durch wardenbe Mechtoren an die afrikanische Mythe gekommen zu sein. Nur in einem Punkte unterscheidet sich die östliche Fassung. Der Raßtrebhin, welchen Raßtrebhin betriegt, wird als Weibchens bezeichnet; es liegt darin der Ausdruck eines feineren moralischen Begriffes, denn gegen einen Weibchens erscheint der Streich weniger bedenklich, als gegen einen Raßtrebhin, dem man nichts Schlimmes nachsagen kann.

Bei der Betrachtung des Liebes von der Darmherzigkeit haben wir gesehen, wie der Vater seine Einwilligung zum Dhyren des Kindes nur unter der Voraussetzung giebt, daß auch die Mutter zustimmen werde. Unter den so verschiedentartigen Mythen des bunten Erdtheiles ist das Los der Frau im Allgemeinen sonst kein glückliches; sie ist hier meist eine Märe, die man von den Göttern um diesen oder jenen Preis erfleht, sie bildet meist den ausdauerndsten arbeitenden Theil der Bevölkerung.

während der Mann in den Krieg zieht, bei Jagd und Fischfang und nicht zum wenigsten in Rathsbearbeitungen sich die Zeit vertheilt, im übrigen aber faulenzet und sich von seiner weiblichen Umgebung bedienen läßt. Um so beachtenswerther ist es, daß bei den Suaheli der Hausvater nach jener Stelle des Liebes von der Darmherzigkeit und nach manchen andern ihrer Literatur durchaus nicht mehr die Rolle des Despoten spielt, dessen Stimme allein im Hause Geltung hat, daß die Einwilligung der Frau vielmehr bei wichtigeren Dingen ebenfalls eingeholt werden muß, ihr also eine gewisse Gleichberechtigung zugesprochen wird. Diese Stimme sind über die niedrigste Intellektuelle Höhe in ihrer Entwicklung bereits hinausgeschritten; denn gerade das Verhältniß der Frau zum Manne im Hause und in der Gesellschaft, die Werthschätzung der Frau ist ein vor allem hervorzuhebendes Merkmal in Bezug auf die Kulturstufe eines jeden Volkes. Dazu tritt ein zweites: auch hier in Afrika meist fehlende Begriff der gegenseitigen Meinung ist bei Suaheli nicht fremd. Das lehrt uns die von Mittler mitgetheilte Erzählung „Som Werthe der Frauen“, welche seitlich — hoch in augenfällig humoristischer Färbung — in den Nachrichten ausklingt, „daß die Frauen nicht gute Menschen sind“. Das ziemlich umfangreiche Stück mag bei Mittler selbst nachgesehen werden, hingegen soll hier als ein Beispiel, wie Naturerscheinungen bei den Suaheli erklärt werden, ihre Auffassung der Ursache von Ebbe und Fluth noch im Wortlaut mitgetheilt werden.

„Im Meere“ — so sagen sie — „flutet das Wasser, und dann ebbt es wieder. Nun versetze, daß die gelehrten Leute gesagt haben, daß unter dem Meere wieder eine Erde ist. Und wiederum sagen die gelehrten Leute, daß Gott das Meer geschaffen hat und unter dem Meere wiederum Luft, und unter der Luft ist die Kraft des erhabenen Gottes. Und das Erste

von der Erde ist ein Stoff mit Namen Ghetwa, und auf dem Rücken des Ghetwa ist ein sehr großer Stein. Der Ghetwa ist im Meere und der Stein liegt auf dem Ghetwa. Und auf dem Steine steht ein sehr großes Kind. Die Weisesten sagen, daß dieses Kind siebenzigtausend Dörner und vierzigtausend Meile hat. Seine Stöße fliegen auf dem genannten Stein, und auf seinen Dörnern liegt die Erde, denn die Erde ist auf seine Dörner befestigt. Und seine Nase ist in der See, und alle Tage host es einmal Atmen, und die Leute sagen, wenn in der See Sturm ist, dann atmet jenes Kind ein, und wenn Ebbe ist, dann atmet das Kind aus. Und Gott weiß es am aller besten."

Bei aller Naivität des Erzählungsversuches finden wir die ganz richtige Vorstellung, daß mit der Ausdehnung des Schwere beim Einatmen das Wasser, in welchem das Kind steht, steigen muß, und umgekehrt.

Außer den Siebern und Weisesten enthält das mittlere Buch nun noch anderweitigen ethnographischen Gehalt, auf welchen in einem letzten Abschnitt hingewiesen werden soll.

Am schätzigsten Seminar für orientalische Sprachen in Berlin sind neben den europäischeren Lehrern mehrere Ostafrikaner tätig, welche unter der Leitung jener im Kisuaheli unterrichten. Zwei dieser afrikanischer Setoren hat Mittner veranstaltet, allerlei Schilderungen afrikanischer Sitten und Gebräuche aufzusuchen, welche uns tiefe Einblicke in das innere Leben der Säugetiere gestatten; der eine von ihnen, Nnamur bin Nnamur, hat außerdem eine Schilderung von Berlin und benachbarten, was er in dieser Stadt erlebt und gesehen hat, niedergeschrieben. Diese Stützen aus dem Berliner Leben sind höchst original, und es hat einen eigenen Reiz, zu sehen, wie ein Menschheit unsere Zustände aufsaugt. So sagt er sehr hübsch in der Vorrede, daß von den Weisesten keiner Befragung annimmt

von irgend Jemand, der sein Recht verlangt. „Wenn einer gegen ihn klagt, so wird auch er Strafe bekommen. Du vermagst ihn bei dem Herrscher, und er wird zur Strafe gebracht, und du bestimmst dein Recht. Und dem Herrscher ist es nicht gestattet, Jemand zu tödten oder Jemand ins Gefängnis zu setzen. Auch der Herrscher wartet auf sein Gehalt und bekommt es ausgezahlt. Und dieses Gehalt bezahlen die Leute in der Stadt; jeder Mann, der Einkommen hat, zahlt ein wenig Geld alle drei Monate, und das heißt Steuer.“

Man wird hier an das etwas tribiale Wort erinnert: „Wir sitzen sind doch bessere Menschen!“ Der Nnamur sieht die Dinge viel richtiger an, als wir es zu thun pflegen; er hält unsere Steuern für eine Bagatelle, und das sind sie ja auch.

Wir greifen nun aus den Berliner Memoiren Nnamurs drei Abschnitte heraus, in denen er uns berichtet, wie er in Begleitung eines Berliner Fremdenbes einen Rundgang durch eine Anzahl handwerklicher Meisterhand macht, wie er den König von Siam als Gast unseres Kaisers und endlich, wie er den Schiffsarzt bei einer Durchreise durch Berlin sieht.

„Und an einem Tage,“ so erzählt er, „kam mein Fremdenbes Nnamur und sagte zu mir: Nnamur, heute wollen wir in ein Bierhaus gehen, und ich sagte: O ja, aber wo ist es? Und er sagte zu mir: Es ist nahe, es ist nicht weit. Und wir standen auf und gingen in das Bierhaus, und ich sah viele kleine Spiegel an der ganzen Wand und sah auch Silber jeder Art und sagte zu meinem Fremdenbes: Wenn gehört doch das Glas? Und er sagte zu mir: Das ist eben das Bierhaus. Und ich sah auch Stühle, wie ich sie noch nicht gesehen hatte, und wir setzten uns hin. Und danach sahen wir Leute mit Weigen und Trompeten und Trommeln, und ich fragte: Was sehen diese Leute hin? Und er sagte zu mir: Die Leute werden mit diesen Trommeln und Trompeten für uns spielen, die wir

hier das Bier trinken. Und ich dachte in meinem Herzen, wenn die Bierstube so ausfießt, wie ist denn das Zimmer, wo der Eigentümer davon wohnt, und ich sagte zu meinem Streunbo: Ein Haus, wie dieses, habe ich seit meiner Geburt nicht gesehen; wenn ich sagen dürfte, dieser Saal ist wie der des Sultans von Constantin, nein, dieser ist besser. Und ich sagte: Gelobt sei Gott, der Herr der Welt. Und ich sagte zu meinem Streunbo: Wenn ich nach Constantin komme und dies erzähle, dann werden sie mir nicht glauben und werden sagen: Du hast die Deutschen, darum sprichst du so. Und danach standen wir auf und gingen in ein anderes Haus und fanden es noch großartiger, als jenes. Und danach gingen wir von einem Haus ins andere, bis wir in sieben gehesenen waren, und eines war immer großartiger, als das andere. Und er sagte zu mir: Gänser, wie diese, sind dreitausend in Berlin, und wenn ich es weniger machte, so ist es erlogen, und jedes Haus ist immer großartiger, als das andere. Und ich sagte: Gott ist der Allergütigste. Und danach standen wir auf und gingen nach Hause."

Mit einem anderen Tage hört Minur, daß der König von Stalien zum Besuche unseres Kaisers in Berlin eintreffen werde. Er geht auf die Straße, wo die beiden Gertrüder vorbeikommen sollen, und „mit einem Mal“ so berichtet er, „sah ich Leute kommen und sich in Meisgen aufstellen, und diese sind die Strahlsohdaten und sie heißen Spolizei, und Seber sind die Strahlsohne, und Stringe waren zu Pferde und andere gingen zu Fuß. Und Seber, der nicht an diesem Tage dabei gewesen ist, der hat nichts vom Sehen, und wer nicht nach Berlin gekommen ist oder nicht nach Meisgen geht, dem ist nichts zu theil geworden; er ist, wie wenn er noch nicht geboren wäre, noch hat er einen Namen in der Welt. Und da kamen die beiden Gertrüder, der Kaiser und der König von Stalien, in dem Morgen (476)

und ich sah sie und grüßte, und ich sah auch seine Frau und die Frau des Kaisers, welche in einem Wagen waren. Und alle Leute standen auf und grüßten und warfen ihnen Blumen zu, und sie erwiderten den Gruß und nahmen die Blumen in Empfang, und zuletzt standen wir auf und gingen nach Hause — und dort dachte ich über das Königthum nach, und ich sagte in meiner Seele: Das Königthum muß so sein, und wer anders sagt, der lügt."

Und eines Tages wieder hört Minur: Heute kommt Misnard nach Berlin, aber er wird nur durchfahren, er bleibt nicht lange. Da macht er sich auf und geht nach dem Bahnhof. „Mit einem Male“ — wir lassen ihn selber sprechen — „sah ich, wie Leute kamen, und auch Soldaten kamen und sich in Meisgen aufstellten. Und dann sah ich, wie der Wagen kam, und darin war Misnard, und es kamen die Menschen heraus und grüßten ihn, und er steckte den Kopf aus dem Wagen heraus und erwiderte den Gruß. Und ich brachte mich vor, bis ich ganz nahe an ihn kam, und ich grüßte ihn, und er dankte mit und nahm eine Stimme mit seiner Hand und gab sie mir und sagte zu mir: Da nimm, Schwarger. Und ich sagte: Danke schön. Und ich besah ihn sehr und seinen Sohn, dessen Frau und seine ganze Familie, und er ist ganz weiß, selbst die Augenbrauen. Und ich freute mich sehr, daß ich den Misnard sah. Und zuletzt ging ich meiner Wege und kam nach Hause, und dort war ich immer noch voll Freude und roth an seiner Stimme, die er mir gegeben hatte, und ich befiel sie viele Tage — bis ich sie schließlich wegwurf."

Die von Minur angelegte Sammlung der Sineser-Sittenart, welche die Grundlage für unsere Betrachtungen geboten hat, ist keinesfalls als erschöpfend anzusehen. Es gilt vielmehr, auf diesen Gebiete ernstig weiter zu schaffen, in der Überzeugung, daß es der Mühe wohl werth ist, die volkswirtschaftlichen (477)

der primitiven Stämme zu beachten und für die wissenschaftliche Beschreibung bereit zu stellen. Das deutsche Reich ist in der Natur hat daher erst wenige Arbeiter aufzuweisen, welche sich der Mithrasden an die Seite stellen lassen.⁹ Um so mehr darf erwartet werden, daß unsere Sprach- und sachkundigen Reisenden hinsichtlich mit gleicher Eingebe und mit gleichem Verständnis, wie Mithras, dem Sinner- und Geistesleben unserer Sprachvölker ihre Aufmerksamkeit zuwenden werden.

Stimmungen.

¹ Die Vorgefichte der Ethnologie" behandelt Hb. Maxian in einer gebrauchlichen kleinen Schrift (Berlin 1881), "Die Entstehung der modernen Ethnologie" Schomas (Berlin 1889).

² Einhorn, Mit dem Reich in der von Afrika. 2. Seite, Berlin 1894. — Rannert, Durch Afrika zur Sahara, Berlin 1894.

³ Steere, Swahili Tales, as told by natives of Zanzibar. London 1870. — Schur, African Aphorisms; or, saws from Swahili-Land, London 1891. Auf Grund dieses Materials hat Seibel "Beiträge zur Charakteristik des ostafrikanischen Negers" geliefert im Kolonialen Jahrbuch, Jahrg. V, 1892, S. 41 ff.

⁴ Bergl. oben im Wortwort. — Vor dem Erscheinen der "Anthologie" hatte Mithras auf Grund des von ihm gesammelten Materials in der Gesellschaft für Ethnologie zu Berlin, "Mithras aus dem Geistesleben der Menschheit" in einem Vortrage zusammengefaßt (Bergl. Verhandlungen der Gesellschaft, 9b. XX, 1898, S. 147 ff.). Mithras' Bericht nur die afrikanische Sprachforschung sind neuerdings in der "Deutschen Kolonialzeitung", Nr. 7. VIII, S. 66 f., kurz behandelt, eine ausführliche Beschreibung derselben will die von Seibel als Fortsetzung der Mithras' "Beiträge" herausgegebene "Beiträge für afrikanische und oceanische Sprachen" in einer ihrer nächsten Nummern bringen.

⁵ A. von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentral-Asiens. Berlin 1894, S. 405 ff.

⁶ Bergl. Mensch, Menschdomina II, S. 285 ff.

⁷ E. Morger, Durch Kamerun von Ost nach Nord. Leipzig 1888, S. 52 ff.

⁸ Bergl. Hartmann, Schwänke und Sagen im islamischen Orient, in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jahrg. V. Berlin 1895, S. 40 ff.

⁹ Für Afrika sind neben Mithras zu nennen: Etli Meinhof's "Mithras aus Kamerun" (Straßburg 1889) und Gans Stummel's "Zwölf Mithras und Gebichte" (2 Bände, Leipzig 1893) und "Zwölf Mithras-Mithrasische Mithraspoesie" (ebenda 1894).